

Aus dem Inhalt:

Es darf nie wieder geschehen!

Die vielen Töne des einen Akkords

150 Jahre »Warte«
(Würdigung durch den Tempelvorsteher)

Die Mühen eines Schriftleiters

Wie uns andere Christen sehen

Kirchlicher und persönlicher Glaube

Es darf nie wieder geschehen!

Aus tiefer Versenkung sind sie zu uns aufgestiegen: die Bilder und Berichte vom größten und grausamsten aller Kriege. Eine fortgeschrittene Bild- und Tonaufnahmetechnik hat uns dieser Tage in die Zeit vor 50 Jahren zurückversetzt, in eine Zeit, in der das Leben der Menschen von Unsicherheit und Schrecken bestimmt war. Kaum ein Land dieser Erde, das von diesem Inferno verschont blieb.

Für die 50jährigen und Jüngeren ist die Rückblende auf das Kriegsende 1945 wohl nichts anderes als eine Erweiterung ihrer Geschichtskennntnisse. Für die Älteren ist es ein lebendiges Kapitel ihres eigenen Lebens. Kaum einer von ihnen wird die Bilder und Filme der Kriegszeit ohne innere Bewegung an sich vorüberziehen lassen haben. Daß auch nach 50 Jahren noch nicht alle Wunden verheilt sind, läßt sich daran erkennen, daß in den Fernsehinterviews mancher Zeitzeuge von 1945 seinen Schmerz und seine Tränen nur schwerlich hat unterdrücken können. Wer soviel persönliches Leid erfahren mußte, wer so-viel Grausamkeit und Elend um sich herum miterlebte, wer soviel Angst und Schrecken durchgestanden hat, der kann eine solche Zeit nicht einfach von sich abschütteln wie der Hund den Staub der Straße, der trägt diese Vergangenheit zeitlebens mit sich herum.

Wie viele gab es doch – und gibt es noch –, die durch den Krieg aus ihrer Bahn geworfen wurden, die als junge Männer an die Front ziehen mußten und nach Kriegsende nicht die Möglichkeit hatten, ihre unterbrochene Ausbildung fortzuführen! Wie viele mußten das harte Los der Kriegsgefangenschaft erdulden, sind krank, verletzt oder mit gebrochenem Herzen zurückgekehrt! Und wie viele sind aus ihrer Heimat entwurzelt worden, mußten in einer für sie fremden Umgebung, unter primitivsten Voraussetzungen und in beengten räumlichen Verhältnissen ihr Leben von Grund auf neu beginnen!

Und wir dürfen die Millionen von Menschen nicht vergessen, deren Leben dieser Krieg vernichtet hat: die Gefallenen, die zu Tode Gefolterten, die durch Geheimkommandos Erschossenen, die in Konzentrationslagern Getöteten, die durch Bombenterror ums Leben Gekommenen, die in Zwangsarbeit Verelendeten, die durch Atombombenabwürfe Ausgelöschten. Nie hat es in der Geschichte der Menschen in einer kurzen Zeit so viele Tote gegeben.

Manch einer wird es vielleicht für unnötig halten, daß die Bilder des Entsetzens wieder aus der Versenkung geholt worden sind. Hat es nicht lange genug gedauert, wird man sagen, bis die Narben verheilt waren, und jetzt sollen die Wunden wieder aufgerissen werden? Wem seine eigene Geschichte und die seines Volkes als ein unaufgebbarer Bestandteil seiner Existenz gilt, wird das Gedenken an das Kriegsende aber nicht für überflüssig halten.

Mich persönlich läßt der Rückblick auf 1945 auch nicht unberührt. Obwohl ich nur vergleichsweise wenige Bombennächte durchmachen mußte und noch zu jung für Wehrmacht und Volkssturm war, führten mir die Bildberichte einen Teil meines eigenen Lebens vor Augen. Zunächst war es einfach das gefühlsmäßige Zurückversetztwerden in die Jugend und in den Lebensabschnitt, in dem ich die

Erfahrung eines Krieges machen mußte. Dann aber kamen auch die Rückbesinnungen und Überlegungen: Wie hast du dich mit diesem Krieg damals auseinandergesetzt? Hast du das geglaubt, was Hitler und Göbbels in ihren »Kundgebungen« in die Welt hinausgerufen haben? Und ich mußte es mir eingestehen: die Reden wurden von mir aufgenommen wie ein Evangelium. Niemanden in meiner näheren Umgebung habe ich auch Zweifel an der Richtigkeit der Regierungsentscheidungen äußern hören. In der Schule habe ich mit Freunden Bilder von Ritterkreuzträgern ausgetauscht. Die Sondermeldungen im Radio über Flugzeugabschüsse und U-Boot-Versenkungen waren Höhepunkte des Tages. Ich kann mich nicht erinnern, daß die einzelnen Feldzüge der deutschen Wehrmacht jemals kritisiert wurden, es gab eigentlich nur immer das Bedauern über die »Überlegenheit des Feindes«, die den Deutschen so viele Opfer abverlangte.

Der tiefe Sturz aus den Höhen der Begeisterung für die »Sache der Deutschen« und meine Enttäuschung über das klägliche Ende lassen sich sicher gut vorstellen. Vor die Frage gestellt, ob das Kriegsende Befreiung oder Niederlage für mich darstellte, muß ich gestehen, daß es Niederlage war. Ich denke, daß ich da auch nicht als Einzelfall dastehe. Und gerade deshalb ist es mir ein Anliegen, den etwas Jüngeren, die dieses Kriegsende nicht miterlebt haben, vor Augen zu führen, welche Folgen eine unkritische Haltung auch für das persönliche Leben haben kann.

Was ich diesem Gedenkjahr als Anstoß entnehme, ist die Mahnung, daß wir alle uns dafür einsetzen müssen, daß ein Einzelner nie mehr mit einer solchen Machtfülle ausgestattet wird wie Adolf Hitler, daß das Lebensrecht anderer Völker und Gruppen ebenso zu achten ist wie das des eigenen Volkes und daß jeder an uns gerichtete Appell auf seine Menschlichkeit hin überprüft werden muß. Wenn überhaupt ein Sinn im Sterben der vielen Weltkriegstoten zu finden ist, dann vielleicht die Warnung, daß wegen des schrecklichen Beispiels nie wieder etwas ähnliches geschehen möge.

Peter Lange

Die vielen Töne des einen Akkords

Otto Löbert

Gedanken zum Muttertag

Wenn wir uns in eine nachdenkliche Stimmung versetzen, dann ist für uns der Klang des Wortes »Mutter« wie ein musikalischer Akkord, in dem viele Töne mitklingen. Denken wir nur an das Werden und Wachsen des Kindes im Leib der Mutter, an die schmerzvolle Geburt, an die Freude am jungen Säugling, an das heranwachsende Kleinkind, an die Erziehung der Kinder, an die Haushaltspflichten, an die Partnerschaft mit dem Ehemann, an das Abschiednehmen der heran-gewachsenen Kinder vom Elternhaus, an die Enkel und an ihr Altwerden: alles, was unser Auffassungsvermögen uns ins Bewußtsein rufen kann, klingt bei dem

einen Wort »Mutter« mit. Und es klingt weiter, solange wir uns die Zeit dazu nehmen, in unser Inneres hineinzuhorchen.

In früheren Zeiten war mit dem Gebären von Kindern eine weitaus größere Lebensgefahr verbunden als heutzutage. Und diese Lebensgefahr kehrte regelmäßig wieder. Heinrich Lersch schrieb von seiner Mutter: »Jedes Jahr wurde ein neues Kind geboren, und dann sahen wir die Mutter drei Tage nicht; es waren die einzigen Tage, an denen sie krank feierte und ausruhte. Neunmal hat sie geboren. Gebären und Ernähren, das war ihr Wesen.«

Die Geburt eines Kindes ist sicher das intensivste und schmerzvollste Erlebnis im Leben einer Mutter. Dazu kommt das Bangen in ihrer Seele, ob sie es wohl überleben wird. Ob das kleine Kindlein normal und gesund das Licht dieser Welt erblicken wird. Wir alle haben eine Mutter – auch wenn sie nicht mehr unter uns weilt. Sind wir ihr nicht alle zu Dank verpflichtet, allein schon für ihr Leiden und Bangen bei unserer Geburt?

Moderne Forschungen deuten darauf hin, daß die ersten Erlebnisse des Kindes, die es im 2. bis 4. Monat in der Begegnung mit der Mutter durchmacht, von entscheidender Bedeutung sind. Zuerst lernt das Kind die Mutter erkennen, sodann verbindet es sein Mutterbild mit dem Empfinden von Wohlsein, von Sattsein und von Geborgensein. Wenn diese Erlebnisse des Kindes gestört werden, kann dies zur Folge haben, daß ein solches Kind später nicht in der Lage ist, sich in seiner Umwelt frei zu entfalten.

In späteren Entwicklungsstufen gibt es ähnliche kritische Verhältnisse zwischen Mutter und Kind, die eine bleibende Wirkung auf die Persönlichkeit des Kindes und seine Weiterentwicklung haben können. Wir ersehen daraus, was für eine weittragende Bedeutung und Verantwortung der Mutter beim Heranwachsen des Kindes zukommt: es gibt eigentlich keinen Ersatz für die Liebe und Hingabe einer Mutter.

Wenn man noch ein Kind ist, sind einem die Erwachsenen gleichsam eine fremde Gruppe, jenseits der Kinderwelt. Zwischen diesen beiden Welten stehen unsere Eltern. Sie sind gewissermaßen die Vermittler, unsere Beschützer, die uns vor dem Einfluß der anderen Großen abschirmen. Da der Vater viel von zuhause fort ist, erscheint uns die Mutter als die eigentliche Hüterin der Kinder. Ihr gilt daher mehr Aufmerksamkeit. Ihre Liebe und Sorge entgeht uns nicht, ja, aus Gewohnheit erwarten wir solche Liebe jederzeit.

Wenn die Mutter gelegentlich über Müdigkeit klagt, sind wir etwas verwundert: das war man von ihr nicht gewohnt. Bei solchen Gelegenheiten erfassen wir dann allmählich, welch große Leistungen und Opfer sie mit der größten Selbstverständlichkeit bringt. Unsere Bewunderung für sie wächst. Automatisch nehmen wir sie gegen alle Angriffe von außen in Schutz. Eine Mutter zu haben, wächst in uns zu einem Gefühl des Stolzes.

So sind Mutter und Vater den Kindern ein Vorbild in allem, was sie tun und sind. Was sie vorleben, versuchen die Kinder nachzuleben. Indem sie das tun, schreitet der Erziehungsprozeß weiter. Napoleon fragte einmal Madame Campan: »An was

fehlt es, damit die Jugend Frankreichs gut erzogen würde?« »An guten Müttern«, war die Antwort. Der Kaiser war durch diese Antwort aufs stärkste verblüfft. »Hier«, sagte er, »liegt ein ganzes Erziehungssystem in *einem* Wort.«

Wenn die Mutterschaft auch körperlich beginnt, so ist ihre dauerhafte Aufgabe wohl vornehmlich eine geistige. Es gibt viele kinderlose Frauen. Viele von ihnen üben eine solche geistige Mutterschaft aus, sind Engel des Lichts und der Hingabe für andere, führen und lenken erzieherisch die Kinder anderer Frauen an Mutters Statt. Wir wollen sie ebenso erwähnen und ehren, wenn wir heute der Mutterschaft gedenken.

Unseren Müttern, die uns ins Leben geliebt haben, wollen wir dankbar sein für ihre geduldigen Opfer und ihr schweres Los. Wenn sie noch unter uns sind, laßt uns ihnen Liebe und Freude und Blumen schenken, solange wir sie noch haben. Wenn sie nicht mehr unter uns weilen, dann laßt uns der Liebe treu sein, mit der sie uns liebten, damit wir uns ihrer Mutterschaft würdig zeigen.

(aus einer Muttertagsansprache in der Tempelgemeinde Boronia 1992)

150 Jahre »Warte des Tempels«

Dietrich Ruff

»Es ist uns um die Festhaltung des Wesens der frohen Botschaft Jesu zu tun«

In diesem Monat Mai sind 150 Jahre vergangen seit der Veröffentlichung der ersten »Warte«-Nummer am 17. Mai 1845. Die Herausgeber der Zeitschrift waren damals die Brüder Philipp und Immanuel Paulus und ihr Schwager Christoph Hoffmann, der spätere geistige Gründer der Tempelgesellschaft. Der volle Titel der wöchentlich erscheinenden Schrift lautete »SÜDDEUTSCHE WARTE – Zeitschrift für das gesamte Volksleben Deutschlands«.

Gründe zur Veröffentlichung der Wochenschrift waren die Überzeugung der Herausgeber und ihres Freundeskreises, daß angesichts der allgemeinen Zerrüttung des Volkslebens, sowie der von akademischen Kreisen in Tübingen ausgehenden Angriffe liberaler Gottesleugner auf das Christentum, eine Neugestaltung geistiger Grundlagen und eine Rückbesinnung auf den wahren Ursprung des Christentums dringlich seien. Um die Idee einer solchen Neugestaltung und Rückbesinnung wirksam zu verbreiten, war die regelmäßige Herausgabe einer Zeitschrift ein gegebener Weg.

Im Vorwort zur ersten Ausgabe ist folgendes zu lesen: »Die Lebensansicht, die aus dem christlich-evangelischen Glauben hervorgeht, auf die Zustände und Zeiterscheinungen unseres deutschen Volkslebens anzuwenden, ist der Zweck dieses Blattes. Unser Panier ist also in religiöser Hinsicht der christliche Glaube der evangelischen Kirche, in Betreff des äußeren Volkslebens die Erhaltung und Belebung aller Güter, welche Gott dem deutschen Volk in sei-

nen Staatsordnungen, wie in der Entwicklung seines geistigen Lebens geschenkt hat. Diese Güter können nur bewahrt werden, wenn wir, der deutschen Treue eingedenk, an den Grundlagen der bestehenden Ordnung festhalten, das göttlich und sittlich Geheiligte hochachten, dem Fortschritt der Wissenschaft und Kunst gewissenhaft folgen und mit ernstem Sinn der Einheit und Belebung des deutschen Volksgeistes dienen.«

Und weiter: »Dies werden wir zu tun suchen und zugleich alles das bekämpfen, was zur Störung jenes göttlichen Berufs für unser Volk gereicht. Wir werden uns auf der einen Seite der religiösen und politischen Zuchtlosigkeit, auf der andern der Engherzigkeit, der Teilnahmslosigkeit für die allgemeinen Interessen entgegenstellen. Unser Blatt wird nicht das Organ irgendeiner Partei sein, sondern dem ganzen Volk gehören, wie der Glaube, den es vertritt.«

Der Inhalt der Zeitschrift war also umfassend gedacht. Er sollte das ganze Volksleben beleuchten aus der Sicht des christlich-evangelischen Glaubens. Die Ausführungen in der »Süddeutschen Warte« fanden Anerkennung in den kirchlich-pietistischen Kreisen, aus denen die Herausgeber hervorgegangen waren. Auch in anderen Bevölkerungsschichten wurde die Zeitschrift gelesen und fand alsbald weitere Verbreitung, die sich in späteren Jahren bis zu den Tempelgemeinden in Rußland, den USA und Palästina erstreckte.

Von geschichtlichen Entwicklungen und sich verändernden Umständen im Zeitgeschehen ist die »Warte« nicht unberührt geblieben. Allein Titel und Untertitel wurden verschiedentlich revidiert, so z.B. 1877 auf »Die Warte des Tempels – Religiöses und politisches Wochenblatt für das deutsche Volk« oder 1912 auf »Jerusalem Warte – Wochenblatt zur Beleuchtung der wichtigsten Fragen unserer Zeit« und wiederum 1926 auf »Die Warte des Tempels – Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens«.

Bis 1912 wurde die »Warte« in Stuttgart gedruckt. Danach, bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, übernahm das Syrische Waisenhaus in Jerusalem den Druck.

Auch in der Schriftleitung gab es schrittweise Veränderungen. Bis 1912 sowie von 1921 bis 1935 und wiederum seit 1949 war, beziehungsweise ist, ihr Sitz in Stuttgart. Dagegen war in den Jahren 1913 bis 1917 und 1936 bis 1939 Jerusalem Redaktionsort.

In diesem Zusammenhang mag das untenstehende Zitat eines Teils der Erklärung interessieren, die 1936 anlässlich der Verlegung der Schriftleitung von Stuttgart nach Jerusalem in der »Warte« vom 15. Januar 1936 an die Leser gerichtet wurde:

»An der Aufgabe des Blattes wird dadurch nichts geändert. Sie soll nach wie vor eine 'Warte des Tempels' sein, d.h. sie soll von überschauendem Standpunkt aus die Vorgänge beobachten und aufzeigen, die geeignet erscheinen, den 'Tempel Gottes' unter der Menschheit aufzurichten, die Erkenntnis des Willens Gottes zu mehren und zu vertiefen und dafür einzutreten, daß der erkannte Gotteswille auch die Grundlage unseres eigenen Lebens und unseres

Volkslebens werde. Sie soll aber auch die Abwege kenntlich machen, die den Menschen von Gott wegführen, die ihn verhindern, sich als Kind Gottes zu erfahren und zu erleben.

Sie wird versuchen, den religiösen Erkenntnisstand der Tempelgesellschaft ihren Lesern erneut vor Augen zu führen und damit ihrer Mitglieder warten, d.h. ihnen helfen, sich durch den Wirrwarr der aufgebrochenen Meinungen und religiösen Strömungen unserer Zeit hindurchzufinden, um so zu einer festen eigenen Lebensauffassung zu gelangen. 'Welche der Geist Gottes treibet, die sind Gottes Kinder' (Röm. 8,14).«

Bedingt durch die Wirren der beiden Weltkriege und deren einschneidende Folgen, mußte über die Zeit 1918-1920 und abermals 1940-1948 die Herausgabe der »Warte« eingestellt werden. Zwar vermochte die Tempelgesellschaft in Deutschland während der anfänglichen Jahre des Zweiten Weltkriegs ihren Mitgliedern und Freunden noch kurzgefaßte Rundschreiben zukommen zu lassen (siehe dazu den nachfolgenden Beitrag von Hans Th. Lange), doch auch dieser Verbindung wurde ein Ende bereitet. Erst 1949 wurde es möglich, »Die Warte des Tempels – Zeitschrift der Tempelgesellschaft« zuerst jeden zweiten Monat und ab Mitte 1956 wieder regelmäßig monatlich zu veröffentlichen.

Und wiederum sei hier auf einen Auszug aus der »Warte« hingewiesen, und zwar aus dem Geleitwort zu Nummer 1 der im September 1949 wiederaufgenommenen Veröffentlichung:

»Wir halten uns zwar an keinerlei Ausdruck, Wortprägung oder wie immer geartete Form sklavisch gebunden. Aber umso mehr ist es uns um die Festhaltung des Wesens der frohen Botschaft Jesu zu tun von dem Vatergott, der die Menschen berufen hat, ihm ähnlich, vollkommen wie er zu werden. Dem wollen wir in dem bedeutsamen Augenblick, wo unsere Zeitschrift wieder zum Leben erweckt wird, Ausdruck geben, und wir können das nicht besser als mit den Worten, die unser Gründer vor bald 100 Jahren zur Losung der Templer erhob: 'Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!'«

Nach der Gründung der Tempelgesellschaft in Australien im Jahr 1950 und der Neugliederung der Tempelgesellschaft in zwei selbständige »Gebiete« Deutschland und Australien blieb die »Warte« die monatliche Zeitschrift der TGD, während im Gebiet Australien der »Templer Record« als monatliche Schrift der TSA ins Leben gerufen wurde.

Somit ist die »Warte« – vornehmlich wegen des Sprachenunterschieds – heutzutage nicht mehr das ausschließliche Organ für die gesamte Tempelgesellschaft. Vielmehr ist sie die für das Gebiet Deutschland unmittelbar zuständige Veröffentlichung der Tempelgesellschaft. Wie im umgekehrten Fall, so bezeugt die »Warte« regen Anteil am Gemeindeleben des Schwestergebiets.

Jedoch nicht nur in Deutschland erfreut sich »Die Warte des Tempels«, die seit 1978 den Untertitel »Monatsschrift für freie Christen« trägt, einer weitflächigen Verbreitung unter Mitgliedern und Freunden. Ihr Versand ins Ausland schließt in erster Linie das Schwestergebiet Australien ein sowie weit verstreut lebende Emp-

fänger, z.B. in Rußland, Frankreich, Kanada, den USA, Argentinien und Südafrika, wo sie geschätzt ist als deutschsprachige Brücke zu dem geistig-religiösen Gut der Tempelgesellschaft und deren Auseinandersetzung mit Fragen und Aufgaben des Lebens.

Über eine Zeitspanne von 40 Jahren, bis kurz vor seinem Tod gegen Ende 1885, hat Christoph Hoffmann die geistig-religiöse Ausrichtung der »Warte« vorrangig geprägt. Sein innerer Werdegang, einschließlich des Bruchs mit der Kirche, das Wachsen und Reifen seiner Glaubenssicht und die Spuren seiner Gotteserfahrung zeichnen sich noch weit über seine Lebenszeit hinaus in den Jahrgängen der »Warte« ab. Ihm folgten andere fähige Persönlichkeiten nach. Wenn wir rückblickend den Entwicklungsgang der »Warte des Tempels« anhand der fortlaufenden Jahrgänge überschauen, dann mögen wir gewahr werden, wie in den aufeinanderfolgenden Jahrzehnten der Wandel der Zeit, der sich verschiebende Zeitgeist und die Akzente des Weltgeschehens auch in den veröffentlichten Beiträgen ihren Niederschlag fanden.

Und so soll es auch sein. Denn nur so kann eine Zeitschrift aktuell bleiben. Nur wenn die Verfasser von Beiträgen den Mut haben, ihre eigene Überzeugung, ihr Glaubensverständnis ehrlich mitzuteilen, ohne Unfehlbarkeit zu beanspruchen, kann sich ein fruchtbringender und gemeindeverbindender Gedankenaustausch ergeben, vermag das Anschauungs- und Glaubensgut unserer christlichen Gemeinschaft lebendig, wirklichkeitsnah und relevant zu bleiben in seiner sprachlichen Fassung.

Rufen wir uns die oben zitierten Abschnitte aus den angegebenen »Warte«-Nummern von 1845, 1936 und 1949 ins Bewußtsein, so sehen wir, daß unter Berücksichtigung menschlicher Fortentwicklung und dem Verlauf der bewegten Geschichte der Tempelgesellschaft die »Warte« dem Kern ihres Auftrags treu geblieben ist. Nach wie vor bildet das ernsthafte Trachten nach Vervollkommnung des ganzen Menschen, nach dem Gottesreich der Liebe auf Erden nach dem Vorbild Jesu als dem Zielbekenntnis aller Templer den zentralen Bezugspunkt für die »Warte«.

Ohne den eigenen Standort zu kompromittieren, bietet auch in unserer Zeit die »Warte« ein verantwortungsbewußtes Forum für die Beleuchtung diverser Glaubensfragen und Belange christlicher Gemeinschaft, wie dies in den Worten auf der Rückseite der »Warte« verdeutlicht wird:

»Die Tempelgesellschaft bemüht sich – frei von dogmatischer Bindung – um die Schaffung und Pflege christlicher Gemeinschaft. Sie fühlt sich mit allen denjenigen verbunden, die in Verantwortung vor Gott für das Wohl der Menschen eintreten.«

Der Reichtum an geistiger Vielfalt, der aus den 150 Jahren überspannenden Bänden der »Warte« spricht, ist gewiß Grund zur Dankbarkeit und Anerkennung gegenüber den Frauen und Männern, die im Zeitmaß von nahezu fünf Generationen zum Werden dieser Bände beigetragen und dabei etwas von sich selbst gegeben haben.

Doch das Jubiläumsjahr der »Warte« soll nicht nur Anlaß sein zum rückblickenden Gedenken. Es soll auch Anstoß geben, vorwärts zu blicken. Sind wir bereit, dem Beispiel unserer Vorgänger zu folgen? Wird es uns gelingen, in bereitwilliger Zusammenarbeit das Anliegen unserer Glaubensgemeinschaft zielbewußt vorwärts zu tragen auf der Straße des Lebens und nicht zuletzt in der »Warte« festzuhalten und weiterzugeben, was wir Templer beizutragen haben zu dem Mosaik der menschlichen Glaubenswelt, heute und morgen?

Die Antwort liegt in unserer Hand. Es liegt an uns, die »Warte« als eine wertvolle Brücke in das Heute wie auch in das Morgen reichen zu lassen, eine Brücke, über die das geistig-religiöse Gut, das Glaubensbild der Tempelgesellschaft sich lebendig mitteilen und hörbar werden kann in der Stimmenfülle der Symphonie des Glaubens an Gott, die Menschen verbinden, nicht trennen, will.

Die Mühen eines Schriftleiters

1949 – als es die »Warte« wieder gab

In der 150jährigen Geschichte der »Warte« gab es nur zwei Unterbrechungen: das eine Mal während und nach dem Ersten Weltkrieg (1917-1920) und das zweite Mal von August 1939 bis zum Wiedererscheinen im Jahr 1949. In beiden Fällen waren es die die ganze Menschheit erschütternden Kriege und Umwälzungen, von denen auch die Tempelgemeinden, vor allem in Palästina, aber auch in Deutschland, nicht verschont blieben. Während die »Warte« im Jahr 1920 nach dreijähriger Zwangspause, bedingt durch Internierung und Deportation der Templer nach Helouan (Ägypten), wieder regelmäßig erscheinen konnte, gab es nach der Herausgabe von Nr. 16/Jahrgang 95 vom 31. August 1939 bis auf weiteres ein »Aus«. Diese »Warte«-Nummer war das letzte Heft, das von der Zentralkasse der Tempelgesellschaft in Jerusalem herausgegeben wurde. Keine weitere Ausgabe ist aus Palästina erfolgt.

Rückblickend könnte man fragen, was wohl aus unserer Gesellschaft geworden wäre, wie unsere Mitglieder Internierung, Deportation nach Australien und Austausch nach Deutschland überstanden hätten, wenn uns nicht die Geschäftsstelle der Tempelgesellschaft in Stuttgart erhalten geblieben wäre. Mitten in den Kriegswirren der ersten Monate des grausamsten Krieges aller Zeiten griff unser damaliger Gebietsleiter Jon Hoffmann in Stuttgart ein und verfaßte bereits am 20. November 1939 das »1. Rundschreiben der Gebietsleitung in Deutschland«. Ihm folgten regelmäßig weitere, bis nach der 17. Nummer die Fortsetzung 1942 wegen Papiermangels unterbleiben mußte und erst mit den Ausgaben Nr. 18-27 in den Jahren 1947-49 wieder aufgenommen werden konnte.

Nachdem im Jahr 1949 die polizeilichen Beschränkungen aufgehoben waren, die bis dahin der Herausgabe von Zeitschriften im Wege gestanden hatten, nachdem andererseits die Geschäftsstelle in Stuttgart als einzige Vertretung der Tempelgesellschaft fungierte, entschloß sich unser Gebietsleiter Jon Hoffmann, an-

stelle der bisherigen »Rundschreiben« wieder die »Warte« herauszugeben. Der damit verbundenen Schwierigkeiten, nicht zuletzt in finanzieller Hinsicht, waren er und seine Freunde sich wohl bewußt. Auf der ersten Seite der neu erschienenen »Warte« von September 1949 stehen die Worte: »Wir haben es für richtig und notwendig gehalten, die Warte wieder ins Leben zu rufen und in die Welt über die fünf Erdteile hinausgehen zu lassen, in dem Gefühl des Dankes gegen den himmlischen Vater, der auch in dieser Sache Rat geschaffen hat.«

Welche Hilfe die wiedererschienene »Warte«, und zuvor auch schon die Rundschreiben, bedeuteten, vermochten damals in erster Linie diejenigen Templer und Palästina-Deutschen zu spüren, die häufig rat- und hilflos in das für sie fremde Deutschland gelangt waren. Allen diesen Neuankömmlingen hielt die neu erschienene »Warte« die beruhigenden Worte entgegen, daß »wir auch weiterhin wie bisher nach der Erhaltung der Tempelgesellschaft als selbständiger Religionsgemeinschaft streben wollen«.

Schon in den ersten neuerschiedenen »Warte«-Nummern findet man die Anschriften der Gebietsleitung im Haus Hoffmann in Stuttgart-Sonnenberg, ferner der Geschäftsstelle in der Wohnung von Dr. Wilhelm Paulus und der Saal-Versammlungen in der »Notkirche« in Sonnenberg. In langen Listen führt die »Warte« die »Beitritte zur Tempelgesellschaft in Deutschland« auf und gibt Hinweise der »Soforthilfe« zur Erlangung von Haus- und Unterhaltshilfe. Es sind wohl manche unter unseren »Alten«, die sich noch an diese Zeiten erinnern. Unsere jüngeren »Warte«-Leser mögen daraus entnehmen, wie schwer der Neuanfang in Deutschland war und welchen erfreulichen Aufstieg unsere Gemeinschaft in Deutschland inzwischen nehmen konnte.

Hinter allem Geschehen stand an erster Stelle Regierungsrat Jon Hoffmann. Ihm und seiner Familie war es zu verdanken, daß die »Warte« unter den damaligen schwierigen wirtschaftlichen und technischen Verhältnissen überhaupt zum Druck gelangen konnte, mit völlig unzureichenden Druckereiwerkstätten. In ihrer Wohnung in Sonnenberg mußte Ehefrau Eva Hoffmann häufig unter Zeitdruck die Manuskripte ihres Mannes mit der Schreibmaschine fertigstellen, und viele Abende waren nötig zum Sortieren, Falten, Adressieren und Versenden der Zeitschrift - damals alles von Seiten der Familie Hoffmann.

Die Zeiten haben sich geändert. Vieles ist inzwischen anders geworden, manches ist auch geblieben vom gegenseitigen Helfen unter uns Templern. Hier dürfen vor allem die vielen fleißigen Helfer nicht unerwähnt bleiben, die seit vielen Jahren getreulich jeden Monat im Gemeindehaus das Falten, Heften, Kuvertieren und Versenden unserer »Warte«-Hefte bewerkstelligen. Es ist zu hoffen, daß die früheren Zeiten immer in uns lebendig bleiben werden – so wie etwa *das Jahr, in dem es die »Warte« wieder gab!*

Hans Th. Lange (»Warte«-Schriftleiter von 1972-1983)

Wie uns andere Christen sehen

Anfänge einer Wende

Warum haben sich die Herausgeber der 4. Auflage nicht die Mühe gemacht, das »Handbuch Religiöse Gemeinschaften« zu überprüfen? Warum haben sie sich nicht eingehend über die Tempelgesellschaft und ihre (gute) Beziehung zur Landeskirche informiert? So ruft der Artikel, in der April-»Warte« von Otto Hammer (leider kommentarlos) veröffentlicht, Unmut und Bestürzung hervor.

Neu mit dem TGD-Archiv betraut, habe ich in den alten »Warte«-Bänden geblättert und bin dort auf einen Beitrag gestoßen, der sich ebenfalls zu einem kirchlichen Urteil über die Templer äußert: »Daß man dem Tempel kirchlicherseits nicht gewogen ist, darf als allgemein vorausgesetzt werden und hat seinen Grund darin, daß dort bis jetzt die Meinung herrscht, als arbeite der Tempel auf den Untergang des Christentums hin. Im Ernst können aufmerksame Beobachter diese Anschauung nicht teilen, da das Vorgehen des Tempels tatsächlich das Gegenteil beweist. Wenn freilich nach dem Grundsatz 'Prüfet alles und das Gute behaltet!' verfahren würde, könnten solche, allen Tatsachen widersprechende Urteile nicht aufkommen. Kleine Anfänge der Wendung kirchlichen Urteils sieht man schon einige Zeit da und dort, auch wenn dieselben noch sehr vereinzelt und schwach sind.«

Das war 1884 (»Warte des Tempels« Nr. 25)!

Brigitte Kneher

Ist die Kirche wirklich so?

Die im April-Heft der »Warte« von Otto Hammer ausschnittsweise veröffentlichten Aussagen eines neu-erschienenen kirchlichen Handbuchs über die Tempelgesellschaft haben in unserem Leserkreis einige Erregung verursacht. Es herrscht offensichtlich allgemeines Erstaunen darüber, daß von Seiten der Kirche so starke Abgrenzungen gegen die Templer vorgenommen werden. Daß die Tempelgesellschaft einstens in scharfer Konfrontation zur Kirche lebte, ist zwar bekannt, aber diese Situation gilt als überwunden. Die Devise heißt heute: aufeinander zugehen, miteinander sprechen, einander gelten lassen. Wieso also dieses engherzige Denken in den »Stellungnahmen und Ratschlägen« für evangelisch-lutherische Pfarrer? Ist die Kirche wirklich so?

Ich denke, daß die Praxis in der Gegenwart eine andere Sprache spricht. Dort besteht ein überwiegend gutes Verhältnis zwischen evangelischen Christen und Templern. Dort werden auch Templer von evangelischen Pfarrern bestattet. Dort werden den Templern für ihre größeren Veranstaltungen Räume in evangelischen Waldheimen zur Verfügung gestellt. Dort gibt es keine Schwierigkeiten bei konfessions-verschiedenen Trauungen. Die Frontstellung des vorigen Jahrhunderts gilt nicht mehr.

Warum werden dann in der »Warte« solche »überholten« Abgrenzungen aufgezeigt? Eben weil sie für die Amtskirche und weite Kreise in der Kirche *nicht* über-

holt sind. Wir Templer sind nun einmal im kirchlichen Sinn keine »Mitchristen«. Wir berufen uns auf den Ursprung des Evangeliums, auf *Jesus* und seine *Lehre*, nicht jedoch auf die die Kirche bestimmenden Bekenntnisschriften *über* ihn. Eine Mitgliedschaft in der »Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen« ist uns aus Gründen fehlender Übereinstimmung im »Bekenntnis« versagt. Dem Templer haften »Mängel« an. Ich habe es öfters schon aus dem Mund evangelischer Pfarrer gehört, daß die bei uns fehlende sakramentale Taufe einen wesentlichen Umstand in unserer Beurteilung bedeute.

Das müssen wir wissen, und das müssen wir akzeptieren, auch wenn unser Standpunkt der ist, daß uns von all jenen Christen nichts trennt, die die Nachfolge Jesu ernstnehmen, so unterschiedliche Bräuche sie in ihren Gottesdiensten auch haben mögen. Wir müssen unsere Mitglieder ehrlicherweise darauf hinweisen, daß die Kirche andere Eintrittsbedingungen stellt als wir und deshalb unsere Sicht des Christ-Seins nicht als selbstverständlich betrachten kann. Auch wenn sich die Beziehungen zu evangelischen Christen - Pfarrern wie Laien - wesentlich gebessert haben: Unterschiede im Glauben sind geblieben. Die Zukunft wird darüber entscheiden, ob sie weiterhin bleiben müssen.

Peter Lange

Abgrenzung ist unvermeidlich

Wir sollten es ihnen nicht ankreiden, den Herausgebern des »Handbuchs Religiöse Gemeinschaften«, daß Ungenauigkeiten über die Tempelgesellschaft darin stehen, daß beispielsweise der Tempelvorsteher – wie in früheren Zeiten – vom Tempelrat auf unbestimmte Zeit gewählt würde, wir aber seit 1952 keinen mehr hätten. Es macht ja nur die Tatsache deutlich, wie unbedeutend unsere winzige Religionsgemeinschaft für die mächtige Evangelisch-Lutherische Kirche ist: ein kleines unschönes Fleckchen auf ihrem großen christlichen Spiegel, das man, da man es nicht einfach wegwischen kann, bei all den vielen anstehenden, für die Kirche wirklich wichtigen Fragen und Problemen möglichst wenig beachten sollte.

Die Kirche ist ja nicht nur Verkünderin der Botschaft Jesu, sondern hat sich, zwar auf dieser Botschaft fußend, aber auch auf der Person des Mannes aus Nazareth, im Laufe von vielen Jahrhunderten ein kompliziertes Glaubensgebäude konstruiert und sich selbst als komplizierten Apparat, dieses Glaubensgebäude in die menschliche Wirklichkeit einzubringen und dort zu wahren und zu verbreiten. Wort *und* Sakrament müssen wirksam sein. Das war auch für Luther das Fundament für Glaubensgebäude und Apparat.

Sakramente bedürfen wohl einer genauen Definition, die auch beinhaltet, wann und wo sie *nicht* gespendet werden sollen, und ein funktionierender Apparat bedarf größter Sorgfalt bei der Konstruktion und eine möglichst detaillierte Gebrauchsanweisung. Jede einzelne Funktion des Apparats muß genau geplant und beschrieben sein. Dazu gehört unverzichtbar auch, daß möglichst exakt beschrieben ist, wozu der Apparat *nicht* benutzt werden soll. Abgrenzung und Ausgrenzung sind unvermeidlich.

Den Kern der Botschaft Jesu erkennen wir Templer, in Übereinstimmung mit der Kirche, in der Verkündung der Liebe als *die* göttliche Kraft, die auch uns Menschen, unser Fühlen und Handeln, durchdringen soll. Gebrauchsanweisungen dafür hat Jesus, den Berichten seiner Anhänger zufolge, in Hülle und Fülle gegeben und erläutert. Auch Abgrenzung und Ausgrenzung kommen darin vor: es soll sie *nicht* geben. Sie sind mit dem Gebot der unbedingten Liebe unvereinbar. – Das ist das Dilemma der Kirche, für die Wort *und* Sakrament wirksam sein sollen.

Wäre die Botschaft Jesu heute *ohne die Kirchen* mit ihren Glaubenslehren lebendiger und wirksamer? Ich weiß es nicht, bezweifle es aber. So sollten wir Templer, meine ich, den Autoren des genannten Handbuchs, die darin die Alltagsregeln für die Seelsorger der Evangelisch-Lutherischen Kirchen festgelegt haben, auch nicht gram sein, weil sie nicht wußten, daß es in der Tempelgesellschaft seit Menschengedenken kein »Versöhnungs- und Verbrüderungsfest, bei dem Brot und Wein genossen wird,« mehr gibt, sie also auch nicht ihren Gläubigen die Teilnahme an einem solchen hätten verbieten müssen, und daß ein Templer nur »aushilfsweise von einem evangelisch-lutherischen Pfarrer bestattet werden« kann (ein Unitarier hat eine solche Chance nicht).

Freuen wir uns vielmehr über die vielen Kirchenchristen, die ehrlich versuchen, ihr Leben nach der Botschaft Jesu auszurichten und zu gestalten – mit mal schlechterem, mal rechterem Erfolg – wie viele von uns Templern auch!

Werner Frank

Kirchlicher und persönlicher Glaube

Damit die Leser sich ein besseres Bild davon machen können, was die Evangelische Kirche als unaufgebbare Grundlage ihres Glaubens ansieht, geben wir anschließend Ausschnitte aus einer Textsammlung wieder, die 1994 von Pfarrer Dr. Andreas Rößler unter dem Titel »Was gilt in der Kirche?« im Quell-Verlag herausgegeben worden ist.

Was ist verbindliche kirchliche Lehre? Was gilt in der Kirche? – Es gibt da verbindliche Bekenntnisse, insbesondere die altkirchlichen Bekenntnisse, und dann die jeweiligen konfessionellen Urkunden, auf evangelisch-lutherischer Seite vor allem Martin Luthers Kleinen und Großen Katechismus und das Augsburger Bekenntnis. Alle derartigen Bekenntnisse verstehen sich als Auslegungen der Heiligen Schrift, und an dieser sind sie auch ständig zu messen.

Die Bibel selbst ist aber ein Beispiel für *verschiedene* theologische Standpunkte. Die vier Evangelisten haben Jesus von Nazareth jeweils anders gezeichnet. Ihre theologischen Denkweisen und Färbungen sind nicht deckungsgleich. Bei ihrer Vielfalt überwiegt aber bei weitem das *Gemeinsame*, nämlich die Überzeugung, daß der lebendige Gott im Wirken Jesu gegenwärtig ist und daß er Jesu Wort und Tat bestätigt hat, nachdem Jesus hingerichtet worden ist.

Manche, die genau wissen wollen, wo es in der Kirche langgeht, fühlen sich durch die Vielfalt der theologischen Positionen und der Frömmigkeitsformen ver-

unsichert. Aber in keiner Religionsgemeinschaft, in keiner politischen Partei und in keinem Interessenverband ist eine totale Gleichförmigkeit zu haben. Die Menschen denken und fühlen nun einmal unterschiedlich. Es ist nur die Frage, wie weit oder wie eng der Spielraum der Freiheit abgesteckt ist. Was die Gesamtheit der christlichen Kirchen betrifft, ist es wohl nicht zu bestreiten, daß im Protestantismus, also in den reformatorischen, evangelischen Kirchen, das Maß der Freiheit besonders groß ist. Das heißt aber nicht, daß in den evangelischen und in den anderen Kirchen alles Beliebige gelehrt und verkündigt werden könnte. Eine Grundgemeinsamkeit ist auf jeden Fall erforderlich.

Die Mehrzahl der Zeitgenossen wird sich nicht so sehr für den »kirchlichen Glauben« als solchen interessieren, sondern eher für eine fundierte eigene religiöse Überzeugung. Auch aktive Kirchenmitglieder lassen sich nicht einfach auf den Gesamtbestand des »kirchlichen Glaubens« ihrer jeweiligen Konfession festlegen. Ihre Auffassungen gehen nicht immer konform mit dem, was im Gottesdienst gepredigt und im Religionsunterricht gelehrt wird. So finden sich unter treuen Gemeindemitgliedern auch manche, die mit Ideen einer Seelenwanderung und Wiederverkörperung sympathisieren, auch wenn dies nun wirklich nicht zur christlichen Lehre gehört. Andere stellen sich Jesus einfach als einen großen Menschen vor, als Propheten des einen Gottes und der Nächstenliebe, während sie mit der Gottessohnschaft Jesu wenig anzufangen wissen. Wiederum andere haben Schwierigkeiten mit der kirchlichen Botschaft von der Auferstehung der Toten und dem Jüngsten Gericht. Das sind nur wenige Beispiele für ein ganzes Panorama von Abweichungen, Privatmeinungen und Sonderlehren, die unter Kirchenmitgliedern verbreitet sind.

Der »persönliche Glaube« ist nicht deckungsgleich mit dem »kirchlichen Glauben«, bei der Masse der Gemeindemitglieder nicht, und nicht einmal bei den kirchlichen Amtsträgern, die den kirchlichen Glauben weiterzugeben haben. Schließlich geht es in der Religion, richtig verstanden, um die Wahrheit, um nichts als die Wahrheit: Worauf kann ich mich verlassen? Was hält durch, was hat Bestand über alle Vergänglichkeit hinaus? Was ist für mich verpflichtend, ob mir das paßt oder nicht? Was ist der wahre Sinn des Daseins? Ob diese Antworten dann mit dem kirchlichen Glauben zusammenstimmen oder nicht, ist erst eine zweite Frage.

(aus dem »Nachwort« von Dr. Andreas Rößler)